

Das Jazzfest Berlin in den Zeiten von Trump

Afroamerikanische Musiker gaben – trotz „Frauenquote“ – den Ton an. Neun Weltpremieren verbreiteten Werkstattcharakter. Das Politische war unüberhörbar.

*Impressionen
von Reiner H. Nitschke*

Voodoo-Zauber im Gropius-Bau: Mit der New Yorker Saxophonistin Matana Roberts eröffnete das Fest.

Oh, wie peinlich ist das denn? Jetzt wird das Jazzfest Berlin auch noch mit einer Gender-Diskussion überfrachtet, geht es nicht mehr um Qualität und Freude an der Musik, sondern um Frauenquote und korrekte Schreibweisen. Selbst wenn drei männliche Musiker auf der Bühne stehen, ist politisch korrekt von „Musikerinnen“ zu lesen. Thematisiert wurde dieser ideologische Überbau in den Begleitschriften und natürlich in diversen Blogs. Vor allem aber auch bei der Eröffnungs-Pressekonferenz in einem lähmenden Roundtable-Gespräch, das irgendwie nicht den gewünschten Disput erbringen wollte, weshalb die geladene freie Journalistin von der TAZ wiederholt auf die himelschreiende Benachteiligung des weiblichen Geschlechts in der Welt des Jazz hinweisen musste. Als Krönung wurde dann noch in den Raum geworfen, wo denn bitteschön ein weiblicher Festival-Leiter bliebe. Derweil stand der künstlerische Leiter des Jazzfests, der Engländer Richard Williams (leider männlich) in der Ecke der abgedunkel-

ten Bühne des Festspielhauses. Wenn er denn verstanden hatte, worüber versucht wurde zu diskutieren, wird er sich gefragt haben, „wofür habe ich diesmal eigentlich 50 Prozent Frauen eingeladen?“

Bemerkenswert ist auch die Reaktion auf die Konzerte. Ausgerechnet der faszinierende Höhepunkt des Festivals, das Konzert von Mette Henriette, wurde von Suffragetten und greisen Kritikern in spießiger Gemeinsamkeit geringschätzig bewertet. Zu elegisch, zu romantisch, zu „poppig“, am Ende wohl auch „zu weiblich“. Die Jazzerin muss schließlich das Blech (die meisten Musikerinnen waren Saxophonistinnen) ordentlich quälen, um sich in der vermeintlichen Männerdomäne zu behaupten. Erstmals überhaupt konzertierte die zierliche Norwegerin live mit dem großen Ensemble, mit dem sie eine CD ihres großartigen Doppelalbums eingespielt hatte (Mette Henriette, ECM, siehe FF 12/2015). Ganz großes atmosphärisches Kino, in dem Henriette dem Tenorsaxofon hauchzarte Töne entlockte, den Atem der Walfische hörbar machte, uns mit auf eine elegische Reise in eine schöne, aber wohl auch bedrohte Natur entführte. Atemlos berührt blieb man im Klappsessel des Festspielhauses zurück.

Auch wenn unter dem Dirigat Alexander von Schlippenbachs eine bunt gemischte Truppe „50 Jahre Globe Unity Orchestra“ zelebrierte, so ist die Zeit des Zuhörer-Quälens, der sado-masochistischen Rituale, doch eher vorbei. Jazz kann, darf und sollte nicht nur den Akteuren Spaß machen. ACT-Label-Boss Sigggi Loch wies erst kürzlich in der sehenswerten TV-Doku über den wilden Trommler Christian Lillinger darauf hin. Nicht nur nach seiner Meinung sollten Musiker, die sich auf Bühnen wagen, es in erster Linie schaffen, die Zuhörer/innen mitzunehmen. Musik, die nichts bewegt, ist schlicht überflüssig.





In einer Zeit, in der Donald Trump das Klima vergiftet, setzte Ravi Coltrane (oben) ein Zeichen. Brad Mehldau und Joshua Redman suchten das Zwiegespräch, Mette Henriette inszenierte mit großem Ensemble einen der Höhepunkte.

Jack DeJohnette weiß schon immer zu bewegen. Aktuell gelingt ihm dies im Trio mit dem Saxofonisten Ravi Coltrane und dem Bassisten Matthew Garrison. Angesichts der großartigen aktuellen CD (In Movement, ECM, siehe FF 06/2016) waren die Erwartungen sehr hoch. Keine geringere Bürde als die der Erbfolge eines John Coltrane schwebt über dieser Besetzung. Fernab des Aufnahmestudios und des bekanntermaßen mitstuernden Produzenten Manfred Eicher trat Jack DeJohnette das Gaspedal gnadenlos durch. Atmosphärische Schwingungen, gar Brüche blieben auf der Strecke. Ohne Pause erzeugte das Trio dafür einen immensen Sog, in dessen Nukleus sich mit „Alabama“ John Coltranes ikonografische Mahnwache für die von weißen Rassisten 1963 in einer Kirche ermordeten vier Mädchen herausdestillierte. Wem das nicht unter die Haut ging, sollte besser zu Gregory Porter gehen.

Als weiterer Höhepunkt des Festivals war das Duo von Brad Mehldau und Joshua Redman vorgesehen. Auch deren aktuelle CD (Nearness, Nonesuch, siehe FF 09/2016) feuerte die Vorfremde an. Sie wurde für mich allerdings nur teilweise erfüllt. Vielleicht lag es am miesen Klang des Flügels, an dem kurz vor dem Konzert noch endlos herumgeschraubt worden ist, Mehldau saß nicht nur eigentümlich quer zur Tastatur, sondern auch irgendwie neben sich und vor allem seinem Duo-Partner. Zur Erinnerung: die CD hat den Titel „Nearness“. Sicher:

Klagen auf sehr hohem Niveau. Aber inspiriertes Zusammenspiel darf sich anders anhören. Vermutlich wären die beiden im drei Kilometer entfernten A-Trane besser aufgehoben gewesen. Die dichte Atmosphäre und prima Akustik des Jazzclubs, der auch in diesem Jahr wieder Neben Bühne des Jazzfests war, hat schon viele Spitzen-Jazzzer zu Höchstleistungen motiviert.

Von dem Duo Aki Takase und Ingrid Laubrock konnte man dies im Ernst nicht erwarten. Sie spielten in Berlin erstmals überhaupt zusammen. Direkt im Anschluss an den Auftritt von Mehldau und Redman im Festspielhaus, trennten das Konzert im A-Trane leider Welten. An dieser Stelle darf man Richard Williams Idee der im Programm auch so titulierte insgesamt neun „Weltpremieren“ zumindest kritisch hinterfragen. Ist es wirklich für Besucher eines Festivals ein tolles Erlebnis, Musiker/innen bei ihrem ersten Zusammentreffen zu erleben? Jedenfalls wurde sogar damit kokettiert, dass die Künstler/innen nur sehr wenig Zeit hatten, vorher zu proben.

So hinterließ auch der Auftritt von Wadada Leo Smith und Alexander Hawkins in der Gedächtniskirche nur einen lauen Eindruck. Der englische Pianist Hawkins wurde berufen, weil er in seiner Jugend an der Kirchenorgel gelernt hat. Für Leo Smith, den charismatischen Trompeter aus Chicago, war es der zweite Auftritt. Er schloss bereits den ersten Tag im Festspielhaus

Bedeutungsschwangere Hüllen waren überhaupt ein Thema in diesem Jahr. Neben der Gedächtniskirche gab es noch Konzerte im nachempfundenen Proberaum von Pina Bausch im Martin-Gropius-Bau und im Salle Boris Vian im Institut français am Ku'damm. Das irritierend-spannende Konzert der US-amerikanischen Saxofonistin Matana Roberts mit in Berlin lebenden Musikern war als Hommage an die große Ballett-Choreografin gedacht und schuf die Aura einer betörenden Voodoo-Be-gräbnis-Zeremonie. Ein wundersamer, toller Auftakt der Festspielwoche. Am Folgetag überzeugte der Sänger Michael Schiefel mit dem Hollywood-Zyklus Hanns Eislers, der im Exil in Los Angeles teilweise verstörende Texte von Brecht, Goethe und Pascal eindringlich vertonte. Was nicht der einzige politische Bezug im Rahmen des Festes bleiben sollte.

Der Bogen war also sehr weit gespannt – auch ohne die Singer/Songwriterin, die am letzten Abend für die einzigen Buhrufe sorgte. Trotz aller Schwächen beschritt das Jazzfest Berlin einen Weg, der ihm wieder mehr Relevanz verleihen könnte. Die Konkurrenz der vielen Festivals ist mittlerweile groß. Wobei diese in der Regel ums Publikum buhlende Leistungsschauen sind, deren Attraktivität von der Höhe der jeweiligen Sponsorengelder abhängt. Mit dem Freigeist Richard Williams haben sich die Berliner einem alternativen Konzept verschrieben, das Risiken und Chancen birgt. Vor allem zeigt es den Jazz in seiner Schönheit und Vielfalt und endlich auch wieder als politische Kraft. Die betonte Rückbesinnung auf die US-amerikanischen Wurzeln erinnert nachdrücklich daran, dass der Jazz auch der Schrei nach Freiheit und Rassengleichheit war und ist. Unter der Überschrift „Coltrane's ‚Alabama‘ in the time of Trump“ hatte Richard Williams nach dem Konzert des Jack DeJohnette-Trios in seinem Blog (thebluemoment.com) auf die Bedeutung des Coltrane-Stücks hingewiesen und es auf eine Stufe mit Picassos „Guernica“ gestellt. Allein diesen Geist im nüchternen Berliner Festspielhaus gespürt zu haben, hat den Besuch des Jazzfests gelohnt. Über die lächerliche Gender-Diskussion sehen wir schmunzelnd hinweg. ■

John Coltranes „Alabama“, das „Guernica“ der Jazzmusik, ist noch immer ein emotionales politisches Statement

mit seinem Great Lakes Quartet furios ab. Wer angesichts der sakralen Atmosphäre hinter den blauen Glasbausteinen des Eiermann-Baus ein spirituelles Konzert erwartet hatte, wurde enttäuscht. Hawkins demonstrierte, dass er die Register der Orgel ziehen konnte, und Smith garnierte mit gepflegtem Trompetensound. Nach 35 Minuten verhallte der letzte Fanfarenstoß im Mahnmal an die Berliner Bombennächte. Schade. Ort und Idee wären eigentlich für Gänsehaut prädestiniert gewesen.

KEITH JARRETT
A MULTITUDE OF ANGELS



ECM

MODENA FERRARA TORINO GENOVA
SOLO CONCERTS

»Wir hören hier den Melomanen Keith Jarrett, den Meister der kleinsten Verschiebung und Variation, der winzige Ostinato-Figuren bis zum gewaltigen Orgelklang entwickelt und sie dann wieder zurücknimmt, bis sie in Skizzen zärtlicher Vergeblichkeit verschwinden... Hier erleben wir ihn, wie er eine Handbreit vor dem Abgrund um sein Leben spielt, in Konzerten, die aus namenlosen, uferlosen Sets bestehen. Sie kommen aus der in langer Meditation gewonnenen Leere und bieten uns die schönste Fülle.«

Manfred Papst, NZZ am Sonntag

ECM 2500-03 4-CD Set/DL